

BÜCHER

Ökonomisches Denken im 20. Jahrhundert

Rezension von: Heinz D. Kurz (Hrsg.), *Klassiker des ökonomischen Denkens, Band 2: Von Vilfredo Pareto bis Amartya Sen*, C. H. Beck-Verlag, München 2009, 388 Seiten, broschiert, € 14,95.

Die Fortsetzung der Darstellung des ökonomischen Denkens und seiner Entwicklung von William Petty bis Alfred Marshall in Einzeldarstellungen (Band 1 in dieser Zeitschrift besprochen in Heft 4/2009) behandelt 19 Ökonomen, deren Hauptwerke überwiegend in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienen sind, zu einem nennenswerten Teil auch noch in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Hingegen erscheint der Beitrag der Werke aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter der Perspektive der vom Herausgeber getroffenen Auswahl vergleichsweise bescheiden. Acht Ökonomen sind US-Amerikaner, vier Österreicher, drei Engländer, je ein Italiener, Schwede, Deutscher und Inder.¹

Fast bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ist das Denken der großen Ökonomen stark auf essenzialistische Fragestellungen fokussiert: was bestimmt den Wert, und von diesem abgeleitet: den Preis eines Gutes, worin liegt das Wesen des Zinses, des Profits; darüber hinaus auch auf die langfristigen Entwicklungsperspektiven von Wirtschaft und Gesellschaft. Von den im vorliegenden Band behandelten Ökonomen hat eigentlich nur Eugen von Böhm-Bawerk (Beitrag von Elisabeth Allgöwer) noch diese Orientierung – das Phänomen des Zinses per se wurde im 20. Jahrhundert kaum noch für erklärungsbedürftig gehalten. Auch wenn dies wahrscheinlich zu Beginn des vorigen Jahrhunderts noch nicht klar erkennbar war, so lässt die spätere Entwicklung unschwer erkennen, dass die werttheoretische Kontroverse zugunsten der Grenznutzenschule prinzipiell entschieden war. Der bereits im 1. Band behandelte Alfred Marshall hatte mit seiner Partialanalyse des Marktgleichgewichts und seines Zustandekommens eine Darstellungsform gefunden, die heute noch in den elementaren Lehrbüchern nicht entbehrt werden kann. Sie war zugleich als anschauliche Repräsentation eines allgemeinen Gleichgewichts gemeint, ohne allerdings den Ansprüchen der von Walras grundgelegten mathematischen Analyse eines allgemeinen Gleichgewichts standhalten zu können. Vilfredo Pareto (1848-1923, Beitrag von Hans-Jürgen Wagener) tat den entscheidenden Schritt zur Weiterentwicklung der Betrachtungsweise der Wirtschaft als allgemeines Gleichgewichtssystem in mathematischer Form, die eine wichtige, im universitären Bereich über lange Strecken dominierende Richtung des ökonomischen Denkens im 20. Jahrhundert bildet. Mit seiner Indifferenzkurvenanalyse fand Pareto auch eine pragmatische Antwort auf die kaum zu beantwortende Frage, ob der Nutzen auf der Ebene

des individuellen Konsumenten überhaupt als kardinal messbar gedacht werden kann. Auf den von Pareto gelegten Grundlagen wurde der konsumentenseitige Teil des mathematischen Gleichgewichtssystems immer weiter perfektioniert, ein schwieriges Problem dabei ist der „Nutzen des Geldes“. Es dauerte allerdings fast noch ein weiteres halbes Jahrhundert nach dem Erscheinen von Paretos Hauptwerk, bis die mathematische Gleichgewichtstheorie zum Standardwissen der professionellen Ökonomen und Ökonominen wurde. Meilensteine auf diesem Weg sind das 1939 in erster Ausgabe erschienene Buch *Value and Capital* von John Hicks, dem allerdings im vorliegenden Band kein Beitrag gewidmet ist, und vor allem Paul A. Samuelsons 1947 veröffentlichtes Buch *Foundations of Economic Analysis* (Beitrag von Carl Christian von Weizsäcker), das „die Art und Weise, wie die ökonomische Theorie betrieben wurde, revolutioniert hat.“ (S. 305). Der Gewinn an logischer Stringenz der Beweisführung durch die mathematische Gleichgewichtstheorie wurde jedoch teuer erkaufte. Es entwickelte sich ein Hauptzweig der ökonomischen Wissenschaft, der sich zunehmend in selbstreferenziellen Erörterungen erschöpft, die kaum noch Korrelate im anschaulichen Denken haben und damit substanzlos werden. Oft steht auch der intellektuelle Aufwand bei der Lösung eines bei mathematischer Formulierung höchst schwierigen Problems in keiner Relation zum Ergebnis². Weizsäcker spricht in diesem Zusammenhang vom „Realitätsverlust und wirtschaftspolitischen Relevanzverlust“ der ökonomischen Theorie und hält diese Kritik wenigstens „partiell“ für gerechtfertigt (S. 316). Samuelson persönlich selbst trifft diese Kritik nur zum Teil, denn er hat über aller ihm zu Gebote stehenden formalen Raffinesse auch den Boden der Anschaulichkeit immer gesucht. Wohl aber trifft sie zahlreiche mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Ökonomen, die den Weg der Mathematisierung unbeirrbar immer weiter gegangen sind.

Während die Anwendung des Marginalprinzips die Ausformulierung einer in sich weitgehend stimmigen Konsumtheorie erlaubte, war dies auf der Seite der Produktion, also auf der Angebotsseite bei weitem nicht im gleichen Ausmaß möglich, da es kein Pendant zum abnehmenden Grenznutzen in der Art von zunehmenden Grenzkosten gibt, was Pareto bereits bewusst war. Nicht auf der Grundlage der allgemeinen Gleichgewichtstheorie entwickelte John B. Clark (1847-1938, Beitrag von Harald Hagemann) seine Verteilungstheorie auf der angebotsseitigen Grundlage eines „produktionstechnischen Gesetzes der sinkenden Grenzproduktivität“. Lohn und Kapitalertrag bestimmen sich nach der jeweils letzten verwendeten Einheit von Arbeit und Kapital. Die von Clark angestrebte Ableitung der Verteilung aufgrund einer „objektiven Gesetzmäßigkeit“ gelingt jedoch, wie Hagemann zeigt, deswegen nicht, weil das Arbeitsangebot keine starre Größe ist und „das Kapital“ kein gegebener, teilbarer Vorrat ist, sondern als produzierter und reproduzierter Produktionsfaktor aus konkreten Kapitalgütern besteht (S. 16ff). Die von Clark eingeführte Idee der Grenzproduktivitätstheorie begründet die nachhaltige Bedeutung dieses Ökonomen. Auch wenn sie schon früh – bei Wickseil – und später in der kapitaltheoretischen Kontroverse der sechziger Jahre in Frage gestellt bzw. negiert wurde, hat sie bis heute eine beträchtliche Gefolgschaft behalten. Auf Clark geht die durchgehend starke Position des neoklassischen Denkens in den USA zurück, die durch Irving Fisher (1867-1947, Beitrag von Harald Hagemann) befestigt wurde. Fisher war sowohl ein Pionier

der mathematischen Preistheorie und Zinstheorie als auch der statistischen Preismessung durch die Indexmethode. Bei Fisher erscheint der später zu Tage tretende Unterschied zwischen der Österreichischen Schule (heute „Austrian economics“ in den USA) und dem Monetarismus vorgebildet: Fisher und später Milton Friedman (Beitrag von Heinz-Peter Spahn) machen sich das Denken in Aggregaten voll zu eigen, während Ludwig Mises und seine Nachfolger selbst dem Preisindex seine Berechtigung absprachen. Fisher ist auch bekannt für seinen quantitätstheoretischen Analyseansatz zum Problem der Inflation, wobei er aber immer Wert darauf gelegt hat, „die kurzfristige Nicht-Neutralität des Geldes im Konjunkturzyklus aufzuzeigen.“ (S. 113)

Knut Wicksell (1851-1926, Beitrag von Hans Michael Trautwein) trug maßgeblich zur Durchsetzung der Marginalanalyse in Europa bei. Er entwickelte eine präzisere Version der Grenzproduktivitätstheorie der Verteilung, indem er zeigte, dass der gesamte Produktwert auf der Einkommenseite nur dann ausgeschöpft wird, wenn konstante Skalenerträge angenommen werden, was jedoch in der Realität nicht immer der Fall sei. Auch wies er darauf hin, „dass die Grenzproduktivität der Arbeit durch technische Neuerungen nicht notwendig steigen muss – auch dann nicht, wenn das Gesamtprodukt wächst.“ (S. 71) Eine solche mögliche Wirkung – der „Wicksell-Effekt“ – war Ausgangspunkt der kapitaltheoretischen Kontroverse der Sechzigerjahre. Der bedeutendste Beitrag Wicksells zur Theoriebildung war seine Konjunkturtheorie, zugleich als eine der ersten makroökonomischen Analysen von Preis- und Mengenbewegungen auf verschiedenen Märkten. Das Auseinanderklaffen von „natürlichem Zins“ und Marktzins setzt eine kumulative Bewegung weg vom Gleichgewicht in Gang, der Zinssatz führt nicht wie in der traditionellen Sicht sogleich einen Ausgleich zwischen Investieren und Sparen herbei. Auslöser des kumulativen Prozesses sind bei Wicksell technische Fortschritte und Veränderungen, nicht das Geldsystem, das die Investitionen allerdings finanziert.

Piero Sraffa (1898-1983, Beitrag von Heinz Kurz) beschäftigte sich im 20. Jahrhundert noch einmal mit der fundamentalen Frage des Güterwertes, allerdings nicht im essenzialistischen Sinn, sondern mit dem von Ricardo ungelöst hinterlassenen Problem der Festlegung eines „invarianten Maßstabs“ von Preisen, Löhnen und Profiten. Lange vor der Veröffentlichung seines Hauptwerks *Production of Commodities by Means of Commodities* hatte Sraffa Marshalls Unterstellung eines ansteigenden Verlaufs der kurzfristigen Kostenkurve kritisiert und auf das in der Realität weit verbreitende Phänomen sinkender Grenzkosten in der industriellen Produktion, bzw. auf die Konsequenzen für die Bildung eines Marktgleichgewichts hingewiesen. In seinem 1960 erschienenen Hauptwerk stellte Sraffa ein Produktionssystem mit gegebenen Input-Koeffizienten dar, in dem Preise, Löhne und Profite simultan bestimmt werden. Nur mit dem von ihm konstruierten invarianten Standard der Messung können unterschiedliche Preissysteme, denen unterschiedliche Lohn-Profit-Relationen zugrunde liegen, überhaupt verglichen werden. Sraffas Werk war der Anlass für eine prinzipielle Infragestellung der Erklärung der Faktorentlohnung durch relative Knappheiten nach dem Ansatz der Grenzproduktivitätstheorie in der erwähnten kapitaltheoretischen Kontroverse. Diese Diskussion zeigte zwar die Unhaltbarkeit der neoklassischen Praxis auf, in der Realität heterogene Kapitalgüter mit dem Buchstaben K in eine homogene

Kapitalmasse zu verwandeln und in die Produktionsfunktion einzusetzen. In der Empirie ließ man sich aufgrund der praktischen Schwierigkeiten des Sraffa'schen Ansatzes nie von dieser Praxis abbringen. Es hat heute den Anschein, dass auch die Theorie nach Verebben der Diskussion wieder so verfährt.

Wahrscheinlich zu wenig im Bewusstsein der Ökonomen verankert ist die Bedeutung des Werkes von Arthur Cecil Pigou (1877-1959, Beitrag von Richard Sturn). In seinen *Economics of Welfare* (1920) arbeitete Pigou die durch externe Effekte bedingten Abweichungen vom neoklassischen Marktoptimum anhand zahlreicher Einzelbeispiele heraus, in denen Marktversagen vorliegt und präventive oder kompensierende Eingriffe des Staates erforderlich werde. Das Konzept der negativen externen Effekte erlangte später in der Umweltökonomik eine zentrale Bedeutung. Pigou wies z. B. auch auf die positiven externen Effekte von Ausbildungsaktivitäten hin. Es war Pigous Wohlfahrtstheorie, durch die „ein neuer Stil von moderner Wirtschaftspolitik und professioneller Politikberatung inauguriert (wird), gemäß dem der Ökonom als zünftiger und mit quantitativen Instrumenten ausgerüsteter Experte für abgrenzbare Fragen (wie etwa die Eigenschaften einer bestimmten Steuer) auftritt. ... Ökonomik wird in diesem Rahmen zu einem routiniert lehrbaren Handwerk, wobei das Handwerkszeug der quantitativen Analyse (die „Toolbox“) die Hauptsache ist.“ (S. 126)

Der veränderte Stil der ökonomischen Theoriebildung im 20. Jahrhundert kommt am stärksten darin zum Ausdruck, dass der Anteil der „worldly philosophers“ viel niedriger ist als im ersten Band. Robert L. Heilbroner hat diese Bezeichnung auf jene Ökonomen bezogen, welche die Geschichte der Menschheit stärker als viele berühmte Staatsmänner geprägt haben durch die Macht, die ihre Theorien über das Denken der Menschen erlangt haben. Auf keinen Ökonomen des 20. Jahrhunderts trifft diese Kategorisierung mehr zu als auf John Maynard Keynes, den Volker Caspari zu Beginn seines Beitrags als „bedeutendsten Ökonomen des 20. Jahrhunderts“ bezeichnet. Zu der für die Revolutionierung des ökonomischen Denkens maßgeblichen Erkenntnis, „dass Investieren und Sparen nicht über den Zinssatz, sondern durch Einkommensveränderungen ausgeglichen werden“ (S. 169), und dass das Say'sche Gesetz, demzufolge es zu keinem Mangel an effektiver gesamtwirtschaftlicher Nachfrage kommen kann, nicht gilt, gelangte Keynes erst relativ spät mit seiner *General Theory of Employment, Interest and Money*, nachdem er als Autor zahlreicher bedeutender Bücher bereits eine hohe internationale Reputation erworben hatte. Durch den theoretischen Ansatz von Keynes kam das Denken in gesamtwirtschaftlichen Aggregaten endgültig zum Durchbruch. Keynes begründete damit die Makroökonomie als eigenes Fachgebiet (S. 183) – eine Weichenstellung, die auch durch spätere Gegenrevolutionen nicht rückgängig gemacht wurde. Die aus heutiger Sicht schwer verständliche Heftigkeit zeitgenössischer Reaktionen auf Keynes erklärt sich nicht zuletzt daraus, dass seine ökonomischen Lehren dazu führten, die traditionelle kapitalistische Tugend des Sparens zu problematisieren und – aus ganz pragmatischen Gründen – staatliche Budgetdefizite für bestimmte Situationen zu rechtfertigen. Als worldly philosopher entwickelte Keynes eine über den engeren Bereich der Ökonomie hinaus gehende Sozialphilosophie und Sozialethik auf der Grundlage eines politisch-gesellschaftlichen Liberalismus, der nicht einem engstirnigen Wirtschaftsliberalismus verhaftet blieb.

In den 70er-Jahren hat sich gezeigt, dass die Keynes'sche Rezeptur in einer Situation nicht greift: „Wenn bei Arbeitslosigkeit ... Inflation vorherrscht, würde eine Geldmengenausdehnung zwar die Reallöhne senken, aber die Inflation verschärfen“ (S. 177) In dieser Konstellation setzte eine anti-keynesianische Gegenbewegung ein, ideologisch orchestriert durch den Neoliberalismus. Die weltweite Rezession hat die „Kerndiagnose der Keynes'schen Theorie, dass im Widerspruch zum Sayschen Theorem die effektive gesamtwirtschaftliche Nachfrage das gesamtwirtschaftliche Angebot deutlich unterschreiten kann,“ bestätigt. (S. 184) Keynesianisch hat die Politik insofern reagiert, als sie diese Nachfragerücke verringert hat, in der richtigen Erkenntnis, dass eine ungebremste „Reinigungskrise“ wesentlich teurer kommen würde.

Im Unterschied zu Keynes hat Joseph Schumpeter (Beitrag von Stephan Böhm) sein geniales Hauptwerk „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ als sehr junger Mann verfasst. Wenn die Inhalte dieses Buches in vielen Einzelheiten in Frage gestellt und auch zu Recht problematisiert worden sind, so hat Schumpeter dennoch damit wie kaum ein zweiter Ökonom die Auffassung von der dynamischen Funktionsweise des Kapitalismus geprägt. Aus der Österreichischen Schule der Nationalökonomie kommend, stand Schumpeter immer auf dem Boden des Marginalismus, der auf einen statischen oder allenfalls sich langsam verändernden Gleichgewichtszustand abstellt. Aber es geht eine tiefe Kluft durch sein ökonomisches Denken, das der mathematischen Gleichgewichtsanalyse Walras' ebenso verpflichtet sein wollte wie der Marx'schen Ökonomie, und darüber hinaus verstand sich Schumpeter als Sozialökonom in einem viel umfassenderen Sinn. Nach seinem Ideal einer „Kombination aus Sombart und Edgworth“ strebte er mit dem immer noch Maßstäbe setzenden Buch „Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie“, bis heute Bezugspunkt für Abhandlungen in Ökonomie, Soziologie und Politik, und Gegenstand von und wissenschaftlichen Symposien. Obwohl Schumpeter nicht der erste Ökonom war, der die Schlüsselbedeutung der Innovation, und hier in erster Linie des technischen Fortschritts für die kapitalistische Entwicklung erkannte, ist es sein Verdienst, die Aufmerksamkeit eines wachsenden Teils der ökonomischen Zunft im 20. Jahrhundert darauf hingelenkt zu haben, ebenso wie auf die Sprunghaftigkeit und Gewalttätigkeit der Umwälzungen. Immer noch unterschätzt wird Schumpeters Analyse der Rolle des Geldsystems im kapitalistischen Entwicklungsprozess als Beitrag zur Geldtheorie.

Friedrich August Hayek (Beitrag von Stephan Böhm) begann seine Laufbahn als Ökonom in der Tradition der Österreichischen Schule als Konjunktur- und Geldtheoretiker und empirischer Konjunkturforscher. Seinen epochemachenden Beitrag zur ökonomischen Theorie, die Erkenntnis des dezentralen Vorhandenseins des Wissens von Millionen von Akteuren, die als Produzenten und Konsumenten ihre Entscheidungen treffen, entwickelte Hayek im Zuge der von Ludwig Mises ausgelösten Diskussion über die Wirtschaftsrechnung im sozialistischen Gemeinwesen, das ebendiese Entscheidungen zentralisieren bzw. durch zentrale Planung statt durch den Markt koordinieren will. In dem Versuch, den Marktprozess nach dem Lange'schen Modell des Marktsozialismus zu simulieren, sieht Hayek das ökonomische Problem falsch gestellt. „Das zentrale Problem der Volkswirtschaftslehre als einer Sozialwissenschaft ... sei vielmehr die ‚Wissens- teilung‘ (division of knowledge), näherhin die Nutzung des in der Gesellschaft

verstreuten Wissens.“ (S. 241) Für die Nutzung dieses Wissens ist der Preisbildungsprozess durch den Markt unentbehrlich. Die zentrale Funktion des Marktes dabei ist nicht eine „optimale Ressourcenallokation“ im Sinne der statischen Neoklassik, denn die theoretischen Bedingungen für die Erreichung eines solchen Gleichgewichtszustandes sind in der Realität unerfüllbar. Hayek sieht den Marktprozess als „Entdeckungsverfahren“, das „jedem die Chance bietet, sein praktisches Können und seine Kenntnis konkreter Umstände für seine jeweiligen Ziele einzusetzen; andererseits eröffnet der Wettbewerb über Preissignale generell die Möglichkeit, dieses Wissen indirekt zu nutzen, ohne einen Gesamtüberblick („top down“) haben zu müssen.“ (S. 242) Hayeks Argumentation richtet sich gegen Sozialismus und zentrale Planung, jedoch beinhaltet diese Sicht quasi als Nebenprodukt auch die stärkste denkbare Kritik der Neoklassik. Hayek lässt sich gegen seine politischen Intentionen interpretieren: wenn es mit der „optimalen Allokation der Ressourcen“ nicht so weit her ist, müssen auch die von Hayek so verabscheuten Interventionen in den Marktprozess nicht immer und per se ein Sakrilegium gegen die Marktwirtschaft darstellen. Auf der Ebene der Theorie Diskussion wurde am Ende des 20. Jahrhunderts Hayeks Fokussierung auf Prozesse statt auf Gleichgewichte, also auf Dynamik statt auf Statik zunehmend in ihrer Bedeutung als Alternative zur sterilen mathematischen Neoklassik gewürdigt, allerdings ohne dass deren Vorherrschaft bisher gebrochen worden wäre. Skeptisch beurteilt Böhm Hayeks Versuch einer sozialphilosophischen Verallgemeinerung seines Denkansatzes zu einer evolutorischen Theorie der spontanen Ordnung. Mit seiner Totalablehnung des Wohlfahrtsstaates westeuropäischer Prägung landet er dort, „wo er von seinen sozialphilosophischen Prämissen her nicht hätte landen dürfen. ... Bei seinem Versuch einer systematischen Widerlegung eines ökonomischen Systems wird Hayek selbst ungewollt zum Theoretiker eines Gegensystems und muss sich den Vorwurf gefallen lassen, ein rationalistischer Marktkonstruktivist zu sein.“ (S. 243f)

Hayek war der Nachfolger Walter Euckens (1891-1950, Beitrag von Hauke Jansen) an der Universität Freiburg. Im Unterschied zu Hayek entwickelte Eucken seine Version des marktwirtschaftlichen Liberalismus aus der Kritik an dem von den Nationalsozialisten etablierten System einer Zwangswirtschaft. Euckens Orientierung war grundsätzlich wirtschaftsliberal, sein Konzept des Ordoliberalismus bzw. der „Sozialen Marktwirtschaft“ sieht jedoch eine stärkere und v. a. aktivere Rolle für den Staat vor, weshalb Hayek sich stets gegen das Beiwort „sozial“ wandte. Eucken ist der einzige Deutsche in diesem Band. Seine wirtschaftspolitische Konzeption der Sozialen Marktwirtschaft entstand im allgemeineren Zusammenhang einer Theorie der Wirtschaftssysteme. Auf einen von Werner Sombart geprägten Begriff aufbauend, entwickelte Eucken durch „pointierend hervorhebende Abstraktion“ ein Schema allgemeiner Kategorien zur Klassifizierung von Volkswirtschaften, das in der ordnungspolitischen Diskussion immer noch grundlegend ist.

Bei einer Auswahl der bedeutendsten Ökonomen des 20. Jahrhunderts des 2. Bandes werden die Meinungen stärker divergieren und subjektive Präferenzen stärker durchschlagen als beim 1. Band, wo die zeitliche Distanz zumindest ein Jahrhundert beträgt. Wenn die Entwicklung der Makroökonomie als Fortschritt der ökonomischen Wissenschaft gelten kann, erscheint die Nichtberücksichti-

gung der Pioniere des volkswirtschaftlichen Rechnungswesens nicht recht verständlich. Immerhin wurden zwei Ökonomen dieses Forschungszweiges mit dem Nobelpreis ausgezeichnet (Simon Kuznets, Richard Stone). Nicht berücksichtigt wurde weiters die Richtung der „Fundamentalkeynesianer“ (Joan Robinson, Nicholas Kaldor). Wenigstens mit einem Ökonomen vertreten ist der Institutionalismus (Thorstein Veblen, Beitrag von Reinhard Penz und Birger Priddat). Durch die getroffene Auswahl der Ökonomen ergibt sich – wohl unbeabsichtigt – eine weitgehende Ausblendung des Wirtschaftswachstums als Grundphänomen des 20. Jahrhunderts bzw. des Kapitalismus überhaupt. Weder die Gleichgewichtstheorie noch Keynes' General Theory sind am Objekt der wachsenden Wirtschaft entwickelt worden, sondern beschäftigen sich mit dieser erst in einem zweiten Schritt. Die Ausnahme bildet Schumpeters Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Wenn die „hauptberuflichen“ Wachstumstheoretiker dem Herausgeber als weniger bedeutend erschienen sind, so könnte der Rezensent dem zustimmen, allerdings mit zwei Ausnahmen: Robert M. Solow und W. Arthur Lewis wären wohl doch wichtiger gewesen als Arrow oder Sen. Die Übergewichtung der mathematischen Gleichgewichtstheoretiker entspricht zwar der Realität der universitären Ökonomie, aber es gibt doch Anzeichen dafür, dass man zunehmend darin eine Fehlentwicklung erkennt.

Kritische Gedanken dieser Art sind jedoch bloße Randanmerkungen zu einem eindrucksvoll gelungenen Sammelwerk, das nun abgeschlossen vorliegt und zu Recht in großen Medien schon verdiente Beachtung gefunden hat. Hervorzuheben ist auch beim 2. Band die einheitliche Struktur der Beiträge, die Einheitlichkeit des Darstellungsstils, sowie Verständlichkeit und gute Lesbarkeit. In einer Zeit der wirtschaftlichen Krise, die auch eine Krise der ökonomischen Theorie ist, können die Klassiker des ökonomischen Denkens viel dazu beitragen, diese Krise zu überwinden.

Günther Chaloupek

Anmerkungen

- ¹ Die nationale Zuordnung stößt dabei allerdings auf erhebliche Schwierigkeiten: Schumpeter, Hayek und Morgenstern schufen ihre wichtigen Werke nur zum Teil in Österreich und publizierten später in Englisch oder Amerikanisch, Sraffa – hier England zugerechnet – war italienischer Herkunft, der als Amerikaner klassifizierte Leontieff war russischer Emigrant, der gebürtige Ungar John von Neumann lehrte seit 1930 in den USA.
- ² Ein Beispiel: Es mag bezweifelt werden, ob es einen großen Erkenntnisgewinn bedeutet, wenn man durch Anwendung von Samuelsons „Le Chatelier-Prinzip“ beweist, „dass es in Zeiten des Krieges Sinn macht, den Verbrauch von Nahrungsmitteln zu rationieren, ohne dass dasselbe auch für normale Zeiten gilt“ (S. 307). Das hat man offenbar vorher auch schon gewusst.